

3. Intensitätsbeziehungen

Ich habe den Intensitätsbegriff bisher ausgehend von der Klassifikation abstrakter Affektbeziehungen eingeführt. Nun ist es an der Zeit, diesen Begriff als eigenständigen Begriff einzuführen und von dort aus eine eigenständige Methode herauszuarbeiten, die ich *Intensitätsanalyse* nenne. Intensität soll dabei als doppelte Operation funktionieren: Zum einen handelt es sich um die theoretische Beschreibung eines empirischen Phänomens (im Gegensatz zur Analyse extensiver empirischer Phänomene) und zum anderen handelt es sich um eine Methode (Intensitätsanalyse). Damit geht der Versuch einher, die Soziologie als eine *intensive Wissenschaft* zu konzipieren, analog zu Manuel DeLandas (2013) Vorschlag für die Philosophie.

Extensive und intensive Methoden

Extensive Methoden finden sich in der Mehrzahl der soziologischen Forschungsansätze: Sie operieren nicht ausgehend von der Einzigartigkeit und der Differenz des Werdens, sondern ausgehend von Ähnlichkeiten, Vergleichbarkeiten und Übersetzbarkeiten. Michel Maffesoli unterscheidet die extensive von einer intensiven Methode – durch den Fokus auf die Zukunft (auf Reihen) im Gegensatz zum Fokus auf die unmittelbare Gegenwart, auf das Ereignis (Maffesoli 1988: 114). Im extensiven Denken geht es um das Aufspannen eines mehr oder minder kontinuierlichen Horizonts, in dem die Elemente in eine skalierbare Ordnung gebracht werden können. Besonders Begriffe wie System, Struktur und Feld sind – wie oben mit Blick auf Bergson bereits erwähnt – extensive Begriffe, weil sie mit der Vorstellung räumlicher Verteilungen operieren und Elemente in systematische Zusammenhänge setzen. Ein solches Vorgehen setzt eine mehr oder minder große Stabilität der verglichenen Elemente voraus. Mit anderen Worten, alles läuft darauf hinaus, die zu vergleichenden Elemente stabil zu halten, um darauf aufbauend wiederum eine mehr oder minder stabile Ordnung postulieren zu können. Der entscheidende Einwand besteht nun darin, dass mit dieser Art der Anordnung von Elementen das *Werden* methodisch invisibilisiert wird.

Dagegen ist *Intensität* keine graduelle und extensive Methode, sondern eine differenzielle Methode, d.h., sie beschreibt Soziales als eine Assemblage intensiver Übergänge statt nur als eine Aneinanderreihung extensiver Veränderungen. Wie Deleuze sagt, sind Intensitätsmomente immer auch Prozesse der Differenz: »Jede Intensität ist differentiell, Differenz

an sich selbst« (Deleuze 1992: 282). Eine Intensität ist nicht einfach das mehr oder weniger, der graduelle Unterschied, zu einem anderen Zustand, sondern ein eigenständiges Merkmal, das nicht aus anderen ableitbar ist. Solche Intensitätsstufen sind in der Physik weitverbreitet. So hat Wasser im gasförmigen, flüssigen und gefrorenen Zustand verschiedene Intensitäten. Zwar kann man diese Intensitätswechsel durch die graduelle Erhöhung bzw. Absenkung der Temperatur hervorrufen, die Intensitätsstufen selbst haben nichtsdestotrotz eine eigene *Qualität* und einen eigenen Index. Die graduellen Unterschiede (der Temperatur) dürfen also mit den differenziellen Intensitätsstufen des Beobachtungsgegenstandes (des Wassers) nicht verwechselt werden. Der graduellen Erhöhung der Temperatur entspricht nicht die graduelle Erhöhung der Intensität, sondern entsprechen verschiedene Intensitätsstufen. Man muss hier methodisch intensiv vorgehen.

Ich hatte eingangs darauf hingewiesen, dass es bei den Klassikern der Soziologie vor allem Durkheim und Simmel waren, die intensive Aspekte des sozialen Lebens methodisch berücksichtigt haben. So finden sich in Durkheims *Elementaren Formen des religiösen Lebens* (1994) und in Simmels *Lebensanschauung* (1999) beispielsweise Konzepte der Intensität. Mit den *Elementaren Formen des religiösen Lebens* liegt eine geradezu idealtypische Methode zur Bestimmung des Sozialen als eine Assemblage intensiver Sozialbeziehungen vor. Eine bestimmte Anzahl von Gruppenmitgliedern muss zusammenkommen, bis das Kollektiv und damit ein efferveszenter und emergenter Effekt entsteht (Lash 2010: 170f.). Das heißt, man kann einer Gruppe eine bestimmte Anzahl von Mitgliedern hinzufügen oder abziehen, ohne ein Kollektivereignis hervorbringen zu können, aber ab einem (nicht näher zu bestimmenden) Punkt schlägt die Versammlung in ein Kollektiv um. Dieses Umschlagen indiziert eine Intensitätsstufe. Die wohl wirkmächtigste Anwendung einer intensiven Methode findet sich in Durkheims Ritualtheorie. Hier erklärt Durkheim das Entstehen kollektiver Gefühle und Ideen, die keine[r] der Beteiligten imstande ist, aus sich heraus hervorzubringen:

»Innerhalb einer Ansammlung, die eine gemeinsame Leidenschaft erregt, haben wir Gefühle und sind zu Akten fähig, deren wir unfähig sind, wenn wir auf unsere Kräfte allein angewiesen sind. Löst sich die Ansammlung auf und stehen wir allein da, dann sinken wir auf unsere gewöhnliche Ebene zurück und können dann die Höhe ermessen, über die wir uns über uns hinaus erhoben haben« (Durkheim 1994: 289).

Gesellschaft wird dann nicht mehr nur formal als ein ausdifferenziertes System mit eigengesetzlichen Operationen verstanden. Vielmehr gilt nun, dass die Inhalte als gleichursprünglich konstitutive Elemente der Gesellschaftsanalyse erkannt werden. Gesellschaft ist eine Welt »voller intensiver Kräfte, die [den socius] überfluten und verwandeln« (ebd. 300). Auch

Elias Canetti hatte das Entstehen der Masse als eine Kombination aus Emergenz und Intensitätseignis erkannt – einer Masse,

»die plötzlich da ist, wo vorher nichts war. Einige wenige Leute mögen beisammen gestanden haben, fünf oder zehn oder zwölf, nicht mehr. Nichts ist angekündigt, nichts erwartet worden. Plötzlich ist alles schwarz von Menschen. Von allen Seiten strömen sie zu, es ist, als hätten Straßen nur eine Richtung. Viele wissen nicht, was geschehen ist, sie haben auf Fragen nichts zu sagen; doch haben sie es eilig, dort zu sein, wo die meisten sind. Es ist eine Entschlossenheit in ihrer Bewegung, die sich vom Ausdruck gewöhnlicher Neugier sehr wohl unterscheidet. Die Bewegung der einen, meint man, teilt sich den anderen mit, aber das allein ist es nicht: sie haben ein Ziel. Es ist das schwärzeste – der Ort, wo die meisten Menschen beisammen sind« (Canetti 2001: 14f.).

Mit einer intensiven Methode erschließt man sich die Deutung dieser Phänomene auf ganz neue Weise. Die Plötzlichkeit und eine geradezu teleologische Intensität beschreiben dann Momente der Intensivierung sozialer Beziehungen in Richtung Masse: Diese geht nicht auf die Intentionen der Individuen zurück, weder auf das Charisma eines Führers (Weber 1990: 140ff.), noch auf die Projektionen der Verehrer (Freud 1967c), vielmehr taucht sie im *Zwischen* auf. Ähnlich muss man sich die kollektive Efferveszenz Durkheims vorstellen; die sorgsam ritualisierten Handlungen, die solche Ereignisse hervorrufen wollen, weisen auf die Schwierigkeiten hin, diese emergente und intensive Plötzlichkeit gezielt hervorzubringen.

Eine intensive Methodologie versteht solche Intensitätsmomente auch als »Ekstasen« (ebd. 311), gesellschaftsbildende und vergesellschaftende Mechanismen! Und so gibt es gute Gründe, in solchen intensiven Momenten die Geburt der Gesellschaft aus dem Orgasmus bzw. der Ekstase zu sehen (Maffesoli 1986, Därmann 2007). Dieses vergesellschaftende Anders-Werden heißt zugleich *Desubjektivierung*. In Durkheims Religionssoziologie finden sich unzählige Anwendungen der intensiven Methode, die Bewegungen der Desubjektivierung beschreiben:

»Man kann sich leicht vorstellen, daß sich der Mensch bei dieser [rituellen] Erregung nicht mehr kennt. Er fühlt sich beherrscht und hingerissen von einer Art äußeren Macht, die ihn zwingt, anders als gewöhnlich zu denken und zu handeln. Ganz natürlich hat er das Gefühl, nicht mehr er selbst zu sein. Er glaubt sogar, ein neues Wesen geworden zu sein« (Durkheim 1994: 300).

Mit einer intensiven Methode kommen also sowohl Vergesellschaftung als auch das Werden der Subjekte in den Blick: Werden als *Desubjektivierung*, *Entpersonalisierung* und *Transgression*.

Im Gegensatz zur Erforschung von Desubjektivierungsbewegungen, hat die Erforschung der Subjektivierung in der Soziologie eine lange

Tradition, die von Weber über Elias bis zu Foucault reicht. Subjektivierungen beziehen sich auf Extensionen, auf die Ausdehnung von Körpern und Strukturen, auf deren Schließungen: auf konkrete Ziele, Identitäten und die Herausbildung von Formen von Selbst-Verhältnissen (Bröckling 2007, Reckwitz 2013). Bei Foucault spricht man im Zusammenhang der Subjektivierungen häufig von Bios und Bio-Macht. Dabei handelt es sich um die Kontrolle, Disziplinierung, Regulierung und Unterwerfung des menschlichen Lebens. Bei Foucault wird das Konzept des Bios durch das Konzept des Eros ergänzt. Foucaults Prozessen der Disziplinierung, Regierung und Subjektivierung entsprechen Prozesse der Transgression, Subversion und Entsubjektivierung (Schroer 1996).

Jeder Subjektivierungsprozess wird von Desubjektivierungsprozessen begleitet: Zum einen setzt jeder Subjektivierungsprozess die Desubjektivierung eines früheren Prozesses voraus, zum anderen stellen Subjektivierungen allenfalls Fluchtlinien dar, die vom aktuellen Werden faktisch unterlaufen werden. Mit den Techniken des Selbst hat Foucault strategische Formen der Desubjektivierung konzeptualisiert. Weit davon entfernt, andere, womöglich freiere Praktiken der Subjektbildung zu projektieren, drehen sich die Techniken des Selbst um den

»Versuch, an einen bestimmten Punkt des Lebens zu gelangen, der dem Nicht-Lebbaren so nahe wie möglich kommt. Gefordert wird das Äußerste an Intensität und zugleich an Unmöglichkeit [...] das Subjekt von sich selbst loszureißen, derart, dass es nicht mehr es selbst ist oder dass es zu seiner Vernichtung oder zu seiner Auflösung getrieben wird. Ein solches Unternehmen ist das einer Ent-Subjektivierung« (Foucault 2005: 54).

Mit dem Doppel von Subjektivierung und Desubjektivierung ist zugleich angesprochen, dass sich intensive und extensive Methoden nicht wechselseitig ausschließen, keine von beiden falsch oder richtig ist. Das Problem ist vielmehr, dass in der Soziologie ein Primat extensiver Methoden herrscht, wohingegen intensive Methoden nur ansatzweise und abseitig zum Einsatz kommen. Es bedarf hier einer deutlichen Korrektur.

Transgressionen ins Jetzt

Man hat es als problematisch erachtet, dass Durkheim intensive Desubjektivierungsprozesse nur mit Blick auf die sogenannten primitiven Gesellschaften als den konstitutiven Modus der Vergesellschaftung angesehen hat. Seine Schüler haben deshalb im Anschluss an der »Aufhebung des kulturellen Unterschieds zwischen fremder und eigener Kultur« gearbeitet, und damit das Konzept der Efferveszenz für die Gegenwartsanalyse wieder brauchbar gemacht (Moebius 2006: 3252). Problematisch

bleibt das Konzept der Effervescenz in der Soziologie der Durkheim-Schule aber in einer anderen Hinsicht: Es gilt nur für sehr spezifische Bereiche des Sozialen, nämlich für außeralltägliche Ereignisse wie Feste, Rituale und Spiele. Das heißt zugleich, die Prozesse der Desubjektivierung gelten explizit nicht für die Ökonomie, die demgegenüber oft als der Prototyp der (nicht-intensiven) Alltäglichkeit gilt. Für Durkheim sind ökonomische Tätigkeiten Ereignisse mit geringer Intensität (1994: 296). Im Ökonomischen herrscht die Langeweile des Alltäglichen, wohingegen in den außeralltäglichen und ekstatischen Festen die Kollektivbindungen erneuert werden. Dieser Trennung folgend, ist das Heilige das Intensive und das Profane ist das Extensive. Dagegen muss es uns gegenwärtig darum gehen, intensive Momente auch im Ökonomischen verstehen zu lernen.

Vielleicht ist es ein entscheidendes Merkmal postmoderner Vergesellschaftung, das Ökonomische nicht mehr als das Alltägliche zu behandeln. Arbeit erscheint dann auch nicht (notwendig) als die Sphäre der Langeweile, der man mithilfe freizeitlicher Unterhaltung entkommen müsste. Das heißt, Arbeit kann außeralltäglich sein, was wiederum hieße, dass sich Transgressionsphänomene zunehmend in der ökonomischen Betätigung aufweisen lassen. Momente der Transgression und Ekstase gibt es im Rausch genauso wie in der Versenkung in die Arbeit. Gerade in zunehmend individualisierten Gesellschaften wird die Erfahrung der Desubjektivierung gleichsam zur alltäglichen Erfahrung, zu einer Intensitätserfahrung im Alltag selbst. Formen der Transgression beziehen sich also nicht allein auf Freizeit und nichtökonomische Tätigkeiten, sondern tauchen überall auf, auch in der Sphäre der Arbeit. Intensive Affekte sind Teil des sozialen Lebens.

Dabei ist es wichtig diese intensiven Momente und Formen der Desubjektivierung nicht allein und ausschließlich als Formen der Entfremdung zu verstehen, wie es aktuell Analysen tun, die mit dem Konzept der *affektiven Arbeit* operieren. Das Konzept der affektiven Arbeit soll u.a. die Kontrolle des individuellen Gefühlshaushalts und das Management des emotionalen Ausdrucks von Angestellten beschreiben (Hardt 1999). Damit wird das Konzept der affektiven Arbeit jedoch ununterscheidbar vom Begriff der Emotionsarbeit, den Arlie Hochschild auf klassische Weise in ihrer Studie zum emotionalen Management in der Dienstleistungsindustrie (»Industrie mit einem Lächeln«) entworfen hat (Hochschild 1979). In beiden Ansätzen geht es um die (bereits von Norbert Elias vorgezeichneten) Mechanismen der Affektkontrolle, die ein kennzeichnendes Merkmal der Entwicklung der Moderne sein sollen. In einer so verstandenen Entfremdungstheorie geht jedoch das entscheidende analytische Potential des Intensitätsbegriffs gerade verloren.

Demgegenüber ist darauf hinzuweisen, dass soziale Beziehungen stets mit Desubjektivierungen und Transgressionen einhergehen. Kontrolle des individuellen Gefühlshaushalts und Management des emotionalen

Ausdrucks sind dagegen Teil von Subjektivierungsprozessen. Intensive Affekte überschreiten Subjektivierung, können entfremden, machen aber immer auch neue soziale Beziehungen möglich. Während sich die Subjektivierung auf eine mehr oder weniger konkrete Form bezieht (kreatives Subjekt, optimiertes Selbst etc.), beziehen sich Intensitätsmomente auf *Prozesse des Entstehens neuer Formen von Sozialität*. Der Mehrwert des Intensitäts-Begriffs besteht also darin, die Momente des Eintretens in neue soziale Beziehungen in den Blick zu bekommen.

Dabei, und das sei hier noch einmal explizit betont, müssen sich intensive Ereignisse gar nicht (wie Durkheim sagt) auf außeralltägliche, d.h. festive Ereignisse, kollektive Efferveszenzen oder die Entsicherung der Masse im Mob beschränken. Sie lassen sich, wie zu zeigen sein wird, auch in den profanen Beziehungen des Arbeitsalltags, ja sogar in soziotechnischen Ensembles beobachten. Zumindest im hier zu diskutierenden Fallbeispiel ist die direkte Bindung der Alltäglichkeit an ökonomische Arbeit und Außeralltäglichkeit als nichtökonomische Tätigkeit aufgehoben.

Um diese Prozesse im Alltag der Gegenwartsgesellschaft untersuchen zu können, muss zuerst eine Untersuchungsmethode entwickelt werden. In diesem Zusammenhang schlage ich vor, für die soziologische Untersuchung solcher intensiven Beziehungen eine *Intensitätsanalyse* als allgemeines Analysewerkzeug operabel zu machen. Diese kann sich dann sozialen Intensitätsbeziehungen sowohl im Alltag als auch im Ökonomischen widmen. Im Gegensatz zur Mehrzahl soziologischer Methoden, die tatsächlich extensive Analysewerkzeuge sind, soll diese soziologische Methode die Untersuchung intensiver Phänomene ermöglichen.

Die Intensitätsanalyse

Die Intensitätsanalyse ist in der empirischen Sozialforschung ein bekanntes Untersuchungsinstrument. Intensitätsanalyse fungiert dort als eine Form der Valenzanalyse, sie widmet sich also der Frage nach der Bewertung von Aussagen. Im Gegensatz zur numerischen Bestimmung von Merkmalen in der Frequenzanalyse geht es der Valenz- und Intensitätsanalyse um die normative Bewertung dieser Merkmale. Wenn die Valenzanalyse die Bewertung von Merkmalen untersucht (gut-schlecht etc.), ordnet die Intensitätsanalyse die Bewertungen in Skalen ein (sehr gut, sehr schlecht etc.). Im Gegensatz zur Frequenzanalyse widmet sich die Intensitätsanalyse so z.B. der Frage, mit welcher Überzeugung eine bestimmte Aussage getätigt wird (Kromrey 2002: 334). Man sieht hier, dass diese Art von empirischer Sozialforschung die Frage nach der Intensität als extensive Kategorie behandelt, als eine Frage des mehr oder weniger. Sie behandelt sie als skalierbare Größe. Im Gegensatz dazu soll hier eine

Intensitätsanalyse entwickelt werden, die sich von den extensiven Methoden der qualitativen und quantitativen Sozialforschung unterscheidet. Dabei geht es um die methodische Berücksichtigung von Diskontinuitäten, von Skalen- und Indexwechslern *innerhalb* einer Methode bzw. um Diskontinuität als zentrales Merkmal einer solchen intensiven Methode. Statt um Skalen und Indexes geht es um die Entwicklung eines methodischen Blicks auf Differenzen: von der Kontinuität zum Bruch. Es geht um die Analyse des *konstitutiven Zwischens*. Aus methodischer Sicht ist Intensität keine skalierbare Einheit, d.h., sie kann nicht geteilt werden, ohne ihren Charakter zu verlieren. Intensität ist eine Bewegung, und als solche kann sie nicht durch irgendeinen Index außerhalb ihrer selbst bestimmt werden (Massumi 2002: 7). Ich werde den Unterschied einer extensiven und einer intensiven Methode im Folgenden am Beispiel der Nachbarschaft illustrieren.

Extensive und intensive Nachbarschaften

In der klassischen empirischen Sozialforschung misst man die Intensität der Nachbarschaft z.B. anhand der Häufigkeit und Regelmäßigkeit sozialer Kontakte (Kromrey 2002: 35). Die Hypothese besteht darin, dass die »Häufigkeit von Nachbarschaftskontakten als Indikator für deren Intensität« (ebd. 46) angesehen werden kann. Wenn sie nicht-ideologisch verfährt, behauptet die Sozialforschung dabei keineswegs Kausalbeziehungen, sie ist sich der Tatsache des rein hypothetischen Zusammenhangs von häufigen Kontakten und intensiven Nachbarschaftsbeziehungen durchaus bewusst. Es könnte also sein, dass zwischen Häufigkeit und Intensität zwar eine Korrelation, aber gar kein Kausalzusammenhang besteht. Das Problem besteht aber nicht in der Frage kausaler oder korrelativer Beziehungen, sondern in der impliziten Normativität solcher Methoden. In dieser Form der Sozialforschung setzt man intensive und enge Nachbarschaftskontakte völlig unhinterfragt mit solidarischen Beziehungen gleich: So sei »die Bedeutung von Nachbarschaftskontakten für das Zusammenleben von Menschen nicht zu unterschätzen; sie bieten emotionalen Rückhalt, erleichtern das Alltagsleben und schaffen eine freundliche Atmosphäre« (Rohr-Zänker/Müller 1998: 17). Diese Annahme ist bereits innerhalb der Argumentation dieser Forschungsansätze selbst problematisch. Schließlich können häufige Kontakte auch auf Konflikte, z.B. auf beständige Beschwerden, permanente Belästigungen und fortwährende Schlägereien hinweisen. Obwohl es sich gemäß der eigenen Hypothese auch in solchen nicht-solidarischen Fällen um intensive Nachbarschaftsbeziehungen handeln müsste, betrachten solche Methoden derartige Nachbarschaftskontakte nicht als intensiv.

Eine intensive Methode kann sich demgegenüber am Konzept der Nachbarschaft (*voisinage*) von Deleuze und Guattari orientieren. Sie verstehen Nachbarschaft nicht ausgehend von einem solidarischen Zusammenleben, sondern ganz soziologisch als ein abstraktes Zwischenverhältnis. Es handelt sich um Beziehungen des Werdens und der Intensitätsdifferenz. Nachbarschaft ist nicht einfach als ein friedliches Nebeneinander zu verstehen, sondern als eine spezifische Intensität. Im Gegensatz zum Prinzip der Individualität und Identität bestimmen sich Intensität und Werden durch die Kräfte der sozialen Beziehungen, in denen man sich befindet. Nachbarschaft ist eine Mannigfaltigkeit, die durch das konstitutive Zwischen hervorgebracht und zusammengehalten wird – »eine Mannigfaltigkeit wird weder durch Elemente definiert, die sie in extenso zusammensetzen, noch durch Eigenschaften, die sie im Auffassungsvermögen zusammensetzen, sondern durch die Linien und Dimensionen, die sie in ›intensio‹ enthält« (Deleuze/Guattari 2002: 334). Nachbarschaft beschreibt also nicht die Anordnung verschiedener Elemente im Raum, sondern deren *intensive Beziehungen* zueinander. Intensive Beziehungen bestimmen sich nicht durch die Häufigkeit von Kontakten, sondern durch die Veränderungen der Elemente, die in den sozialen Beziehungen involviert sind. Es geht hier um die transformativen Mechanismen der Nachbarschaft, um Transformation durch die Ko-Präsenz anderer Elemente.

Hier zeigt sich der entscheidende Unterschied zwischen herkömmlicher empirischer Sozialforschung und Intensitätsanalyse. Wie sich am Beispiel des Streits gezeigt hat, gibt es Intensitätsstufen, die sich nicht durch die graduelle Erhöhung oder Abschwächung der Kontakthäufigkeit ergeben, sondern vielmehr Grenzwerte darstellen. So wie physikalische Elemente wie Wasser verschiedene Aggregatzustände haben, haben auch Sozialbeziehungen verschiedene Aggregatzustände. Nachbarschaft ist eine Intensitätsstufe als solche, die von anderen Formen, wie etwa Indifferenz- oder Liebesbeziehungen, gerahmt wird. Dagegen operiert die (klassische) empirische Forschung mit einem normativen Verständnis von Nachbarschaftsbeziehungen, in die sie dann verschiedene Intensitätsstufen hineinprojiziert. Nachbarschaft ist hier ein spezifischer Punkt auf einer Skala, in der Nachbarschaft von »Sehbekanntschaften (sich grüßen) bis zur persönlichen Freundschaft« reicht (Rohr-Zänker/Müller 1998: 15). Für die intensive Methode hingegen gilt, dass sie die verschiedenen Formen der Nachbarschaft grundsätzlich nicht normativ bewertet. Auch scheinbar negative Beziehungen (Beschwerden, Klagen, Schlägereien etc.) können Nachbarschaftsbeziehungen mit verschiedener Intensität sein. Dabei ist die Häufigkeit der Kontakte keineswegs ausschlaggebend. Vielmehr bestimmt sich die Intensität der Nachbarschaft durch die Veränderungen der Nachbarn, sie bestimmt sich durch deren *Werden*. Es kann durchaus sein, dass es häufige Kontakte ohne

Werden gibt (z.B. Indifferenz), was wiederum nach sich ziehen müsste, solcherart Zusammenleben nicht als Nachbarschaft zu bezeichnen. Umgekehrt kann die Nachbarschaftsbeziehung bei der Überschreitung einer gewissen Intensitätsstufe in eine andere Form des Werdens übergehen, z.B. in eine Partnerbeziehung, oder aber sie kann als Belästigung und Stalking empfunden werden. In beiden Fällen hätte man es mit Intensitätswechseln zu tun, die mit dem graduellen Anstieg sozialer Kontakte keineswegs korrelieren müssen. Für die intensive Methode sind die Intensitätswechsel qualitativer Natur, haben ihren eigenen Index, sodass sie derselben Skala überhaupt nicht mehr entsprechen, der Axiomatik nicht mehr umstandslos zuordenbar sind. Ohne Intensitätswechsel ist ein Nebeneinander keine Nachbarschaft (ganz unabhängig davon, wie eng man beieinander wohnt). Umgekehrt beschreibt Nachbarschaft keine notwendig wünschenswerte Sozialbeziehung, denn Intensitätswechsel können durchaus auch negativer Natur sein. Es geht der intensitätsanalytischen Methode also darum, die Intensitätsstufen einer Nachbarschaft zu beschreiben, zu untersuchen, durch welche Mechanismen der Desubjektivierung und Transgression sie hervorgebracht werden. Genau genommen ist Transgression sogar eine notwendige Bedingung dafür, neue soziale Beziehungen aufzubauen; das gilt auch für Nachbarschaften.

In einer abstrakten Soziologie der Beziehungsweisen sind auch Nachbarschaftsbeziehungen zu nichtmenschlichen Akteuren und Umwelten analytisch und empirisch relevant. So werde ich in der empirischen Untersuchung soziotechnischer Beziehungen in Kapitel 13 zeigen, dass die sozialen Beziehungen dort nicht in einer affektneutralen Beziehung zu Maschinen bestehen, sondern umgekehrt vielfältige affektive und intensive Beziehungen aufweisen. Das Prinzip der Nachbarschaft kann uns hier helfen, die wechselseitigen Anpassungen und Transgressionen von Mensch und Maschine im Moment ihrer Begegnung zu beobachten. Diese Begegnung führt zu Wechselwirkungen, einem konstitutiven Zwischen, dass nun umgekehrt sowohl die Maschine als auch den menschlichen Akteur bzw. Passeur als etwas zurücklässt, was sie vorher nicht waren.

Insofern kann die empirische Untersuchung Intensitätsmomente nur mit vergleichenden Methoden erreichen. So kann man ein Werden nur durch temporal-begleitende Methoden erkennen. Die Beobachtung muss den Übergang begleiten, denn Untersuchungen von Momentaufnahmen tendieren dazu, die Intensitätsdifferenzen gerade nicht in den Blick zu bekommen. Man darf die Akteure, Kollektive und Gefüge nicht in eine Skala einordnen, sondern man muss sie beim Werden erwischen und die Intensitätsstufen beschreiben.¹¹ Hier zeigen sich zugleich die Nachteile

11 Eine mögliche Methode, die allerdings eine eher partizipative und aktivistische Schlagseite hat, könnte die von Schmidt und Scheffer entwickelte *live*Soziologie sein (2013).

narrativer, diskursiver oder konversationsanalytischer Methoden: Intensitätsdifferenzen können reflexiv nur schwer narrativiert werden, zumindest nicht im Werden selbst, da dieses Werden desubjektivierend wirkt. Akteure und Passeur tendieren aber aus Gewohnheit dazu, über sich selbst und Ereignisse kohärente Geschichten zu erzählen – also Geschichten des Subjekts und der Subjektivierung zu erzählen. Sie unterschlagen die Desubjektivierungen und Transgressionen (an die sich ein Subjekt per definitionem nur schwer erinnern kann); sie schalten das Werden aus. Die methodischen Schwierigkeiten bei der Erfassung von Intensitätsmomenten haben mit den Prozessen des Werdens und den damit einhergehenden Transgressionen und Desubjektivierungen zu tun. Solche Prozesse sind genuin präreflexiv. Andreas Langenohl hat darauf hingewiesen, dass solche Prozesse des Werdens dem reflexiven Zugriff und Sinnverstehen verschlossen bleiben. Gerade weil die Akteure in solchen Momenten präreflexiv operieren, müsse die empirische Forschung »streng genommen durch ethnografische Beobachtungen eingelöst werden« (Langenohl 2007: 338). Mit anderen Worten, Intensitätsdifferenzen und reines Werden sind durch Interviews, Befragungen oder die Lektüre narrativer Erzählungen und diskursiver Formationen nicht zu erfassen. Bei all diesen Formen handelt es sich um Versuche, aus dem Werden retrospektiv eine kohärente Identität bzw. ein kohärentes Narrativ (des Subjekts) zu konstruieren. Die Intensitätsstufen in Transgressions- und Desubjektivierungserfahrungen haben dann keinen eigenen Wert (keinen eigenen Index) mehr, sondern werden zu einem Element einer immer schon fix und fertigen Identität bzw. einer Geschichte. Die Intensitätsdifferenzen werden indexikalisch an ein Vorher und Nachher gebunden und geraten so aus dem Blick. Umgekehrt muss man die Intensitätsdifferenzen auf ihren Eigenwert hin beobachten: das Werden als Werden beobachten, das in einer jeweiligen Situation allein ein Werden ist.

Das heißt natürlich nicht, dass die narratologischen und diskursanalytischen Forschungen ohne Wert wären. Im Gegenteil kommt es darauf an, die subjektivierende und identitätsbildende Funktion der Diskurse und Narrative genauso zu beobachten, wie die Desubjektivierungen und Transgressionen. Die Diskursanalyse reflektiert diesen Umstand sehr wohl, z.B. dann, wenn sie Diskurse als *Anrufungen* an ein Subjekt versteht und dabei auf die »Differenz zwischen totalitärem Anspruch und seiner stets nur partiellen Einlösung« hinweist (Bröckling 2007: 284). Es geht also explizit nicht um die Behauptung einer Identität von Diskurs und empirischer Praxis. Die Schwierigkeit besteht insofern in ihrer Kopplung und in der Frage, welchen Einfluss der Diskurs auf die Formierung der Praxis hat, und umgekehrt, wie sich der Diskurs durch die Praxis selbst verändert. Am schwierigsten ist das im Fall offensichtlicher Widersprüche, wenn also der Diskurs bzw. die Eigenerzählung über die eigene Praxis von der tatsächlichen Praxis abweicht.

Symbiotische Beziehungen

Die gegenwärtige Entwicklung immersiver Technologien stellt in diesem Zusammenhang ein attraktives Forschungsfeld dar. Hier zeigen sich zugleich die Potentiale der Intensitätsanalyse, denn hinsichtlich der immersiven Technologien unterscheiden sich die narrativen Erzählungen der Beteiligten oft drastisch von dem, was sich in der immersiven Praxis tatsächlich abspielt. Hinzu kommt, dass sich hier die Tendenz, das Werden und die Desubjektivierung zu übersehen und narrativ auszuschalten, besonders deutlich zeigt. Als Beispiel dient in diesem Fall die empirische Untersuchung von Praktiken im algorithmischen Börsenhandel, dessen Spezialform des Hochfrequenzhandels wohl am bekanntesten ist (Lange/Lenglet/Seyfert 2016, Seyfert 2016). Die empirische Untersuchung stößt hier auf zwei widersprüchliche Beobachtungen. Zum einen zeigt sich in den Interviews bzw. in der Analyse der Gespräche unter den Akteuren ein recht homogenes Narrativ. Dies lässt sich problemlos diskursanalytisch erfassen und als eine Form der *Ideologie der unpersönlichen Effizienz* identifizieren (Beunza et al. 2012). Auf der narrativen Ebene konstruieren die Akteure eine eigenständige Gruppenidentität, mit einer institutionellen Eigengeschichte, die auch auf der organisatorischen Ebene eine bedeutende Rolle spielt. Das ist der Diskurs der Finanzmarktfiguren, der *Quants*, der davon erzählt, wie man mit probabilistischen Methoden und hochkomplexen Technologien den Finanzmarkt *meistern* und sich entscheidende Vorteile gegenüber den Konkurrenten verschaffen kann (Seyfert 2013). Ihnen geht es um die Systematisierung des Börsenhandels mithilfe algorithmischer Operationen und technologischer Infrastrukturen. Neben der reinen Beschleunigung zielt diese Transformation der Börsenpraxis immer auch auf die Ausschaltung menschlicher Fehlerquellen (Irrtümer, emotionale Reaktionen etc.). In den Interviews findet sich ein dominantes Narrativ, das in der Anrufung eines affektneutralen Subjekts besteht: Das Ziel der systematischen Automatisierung der Handelspraxis bestehe u.a. auch darin, die auf menschliche Emotionen zurückzuführenden Fehlerquellen auszuschalten. Die Affektneutralität wird dabei sowohl durch Selbstdisziplinierung als auch durch Delegierung angestrebt: Der algorithmische Börsenhandel versteht sich als ein vollständig automatisierter Handel, in dem die menschlichen Akteure zwar als Designer, Konstrukteure und Wartungspersonal der automatisierten Handelssysteme eine Rolle spielen, aus der eigentlichen Handelspraxis jedoch weitestgehend herausgehalten werden.

Die empirische Beobachtung kann dieses Narrativ in der Praxis jedoch nicht bestätigen. Die menschlichen Akteure und Passeur spielen nicht allein die Rolle des Supervisors, der in Notsituationen die Systeme herunterfährt. Vielmehr sind sie intensiv in das Geschehen eingebunden. Zwar finden Informationsbeschaffung, Handlungsentscheidung

und Transaktionsausführung in der Tat automatisiert statt, die Menschen sind aber tief in diese Systeme eingebettet. Algorithmische Handelssysteme operieren nicht autonom, sondern als verteilte Handlungsgefüge, denen auch menschliche Passeur angehören. Diese müssen die Algorithmen und deren Funktionsweisen sehr gut kennen; sie müssen wissen, wie die Algorithmen ›denken‹ und, was noch viel wichtiger ist, sie müssen wissen, für welche Umwelt diese gebaut sind. In affekttheoretischem Vokabular heißt das: Sie müssen lernen, sich von den algorithmischen Systemen auf hochkomplexe Art affizieren zu lassen. Ändert sich das Handlungsumfeld, dann müssen Justierungen vorgenommen werden. Das beschränkt sich nicht allein auf die Abschaltung des Systems im Fall eines Börsencrashes, sondern besteht auch darin, bestimmte Parameter, wie Handelsvolumina und Haltezeiten, *live* zu verändern. Ein einfaches Beispiel wäre eine unerwartete Verzögerung in der Verkündung von Arbeitslosenzahlen. Algorithmische Handelssysteme preisen solche Informationen unter Umständen mit ein bzw. gehen davon aus, dass die Arbeitslosenzahlen bereits erschienen sind und der Marktpreis diese Information bereits eingepreist hat (Ehrenfreud 2015). Da der Algorithmus die Verzögerung selbst nicht beobachten kann, kann es notwendig werden, den Start des Handelssystems manuell zu verzögern; andernfalls operiert das System mit falschen Informationen. Mit anderen Worten, es hat sich hier die Handelsumwelt geändert und es kommt von nun an darauf an, das Gefüge zu justieren. Die menschlichen Elemente finden sich innerhalb dieser Unternehmen auf doppelaspektivische Weise: als affizierte Passeur und affizierende Akteure.

Dazu ist eine möglichst intensive Gefügebindung notwendig. Die menschlichen Elemente müssen möglichst eng mit dem algorithmischen System verbunden sein. So laufen im Hochfrequenzhandel die Systeme nicht autonom ab, sondern unter beständiger Begleitung. Die Händler verlassen ihre Bildschirme keine Sekunde. Diese enge Bindung ist in den avancierten Formen des Hochfrequenzhandels sogar durch intensive Kollektivbildungen geregelt: Man arbeitet in Teams und in verschiedenen Arbeitsschichten, die sich fließend vor den Monitoren abwechseln. Diese Bindung wird aber auch immersiv bewerkstelligt, insofern die Akteure nicht nur durch visuelle Informationen am Bildschirm, sondern auch durch akustische Informationen (*signal sounds*) eingebunden werden. Man könnte also gleichsam sagen, dass nicht der Mensch exkludiert wird und die Systeme autonom handeln, vielmehr kommt es zu einer geradezu symbiotischen Beziehung zwischen menschlichen und artifiziellen Akteuren. Die *synthetischen Beziehungen*, die Karin Knorr Cetina für die manuellen Börsenhändler zum Finanzmarkt *am Bildschirm* beschrieben hat (2009), werden im automatisierten Börsenhandel gleichsam intensiviert und zu quasi *symbiotischen Beziehungen* gesteigert. Um diese Symbiose zu initiieren, bedarf es komplexer Affektbeziehungen. Eine solche

symbiotische Steigerung operiert mit Transgressionen und setzt gleichsam die Desubjektivierung der Akteure voraus. Es handelt sich um eine intensive Affektbindung der menschlichen Elemente in die soziotechnischen Systeme. Es ist offensichtlich, dass diese kollektiven Gefüge nur durch Immersion und Desubjektivierung hergestellt werden. So zeigt die ethnographische Forschung transgressive Desubjektivierungspraktiken, die von den Menschen nicht nur volle Aufmerksamkeit, sondern ebenso völlige Selbstvergessenheit verlangen. Während der Arbeit sind die menschlichen Elemente des Hochfrequenzhandels gar nicht oder nur begrenzt ansprechbar. Sie haben weder die Zeit noch die kognitiven Kapazitäten, die Subjektivierungsform eines Quants aufrechtzuerhalten. Dasselbe gilt für ihre Subjektform. Die Immersion in die soziotechnischen Umwelten erfolgt dabei über eine Vielfalt affektiver Sinne: visuell, taktil, akustisch etc. In Extremformen werden auch pharmakologische Wege gefunden, um die Einbindung zu intensivieren. Von den Händlern wird am Morgen beim Betreten des Unternehmens nichts Anderes erwartet als das Überschreiten einer Intensitätsstufe. Was das soziotechnische Organisationsgefüge des Unternehmens – das Affektiv – zusammenhält, sind affektive Beziehungen.

Dieser Umstand zeigt, dass sich die empirische Forschung nicht allein auf narrative, konversationsanalytische und interviewbasierte Untersuchungen verlassen kann. Denn auf diese Weise fängt man zugleich ›nur‹ das Narrativ ein. In diesem Zusammenhang ist die Intensitätsanalyse der intensiven Soziologie eine neue soziologische Methode, die auch eine Affektanalyse umfasst (die ich in Kapitel 8 näher erläutere). Eine Soziologie als intensive Wissenschaft hat dabei ihre eigenen Theorien, Modelle und Methoden. Mit ihr ist der Anspruch verbunden, Momente des Werdens, der Intensität und Immersion, der Desubjektivierung und Transgression in den Blick zu bekommen. Bei der intensiven Methode handelt es sich mit anderen Worten um einen Vorschlag, die soziologische Forschung um eine Beobachtungsweise zu ergänzen, die es ermöglicht, eines Tages vielleicht etwas weniger wegzulassen – präziser *zu werden*.